

UNSERE WELT

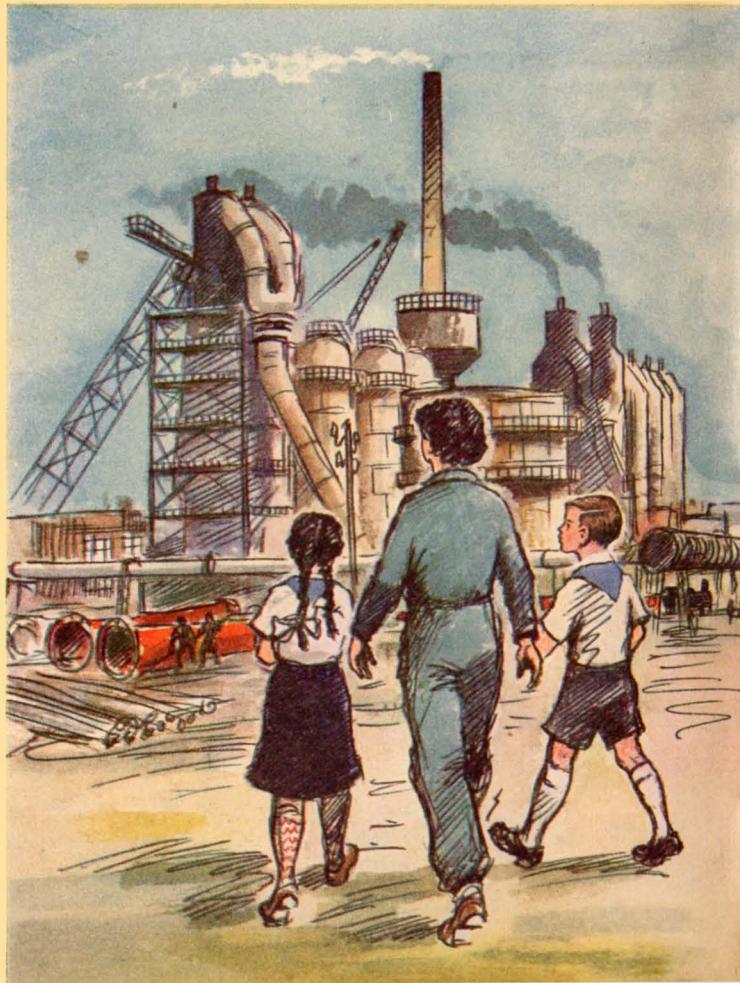
G R U P P E 3

IN WERKSTATT
UND BETRIEB

ARBEIT UND TECHNIK

STÄHLERNE FREUNDE

VON DIETER MENDELSONH



DER KINDERBUCHVERLAG

BERLIN

STÄHLERNE FREUNDE

VON DIETER MENDELSONH

6

DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN

Umschlagbild und Textillustrationen von Hans Räde
Foto 4. Umschlagseite: Zentralbild
Verantwortlicher Redakteur: Annemarie Lange
Typografische Gestaltung: Siegfried Kleefeld
Korrektor: Arno Hoffmann
Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1953 by Der Kinderbuchverlag Berlin
Lizenz-Nr. 304-270/112/52
Satz und Druck: (111/91) Sächsische Zeitung, Verlag und Druckerei.
Dresden N 23, Riesaer Straße 32 353 12185
Bestell-Nr. 13715
Preis: 0,60 DM
1. Auflage / 1.—20. Tausend 1953
Für Leser von 11 Jahren an



DIE ERSTE BEGEGNUNG MIT DEN HOCHÖFEN

Langsam und gemütlich setzte sich der Personenzug wieder in Bewegung. „Ziltendorf“ hieß die Station, die wir gerade verlassen hatten.

„Nächste müssen Sie 'raus“, sagte ein Arbeiter zu mir. Ich hatte ihn schon in Frankfurt an der Oder gefragt, wie weit es denn noch wäre bis Fürstenberg.

„Sie wollen sicherlich zum Eisenhüttenkombinat Ost, junger Mann?“ Und als ich mit dem Kopf nickte, wies er mit seiner Hand aus dem Fenster. „Na ja, da haben wir das gleiche Ziel. Geben Sie mal Obacht, dort hinten die hohen Schornsteine, da ist es schon.“

Als ob der Lokomotivführer etwas von meiner Neugierde ahnte, beschleunigte er plötzlich seine Fahrt. Schneller ging es nun jenen

120 Meter hohen Schloten entgegen. Das Bild veränderte sich. Bisher gab es nur Sand und kleine, verkrüppelte Kiefern. Jetzt stand inmitten der märkischen Landschaft ein langgestrecktes Ungetüm aus Eisen, Stahl und Beton. Es sah von weitem beinahe so aus wie ein Ozeandampfer mit sechs Schornsteinen, aus denen weißer Rauch quillt. Das waren also die drei Hochöfen. Aus sowjetischem Erz mit Hilfe von polnischem Koks wird hier Eisen gewonnen, dachte ich bei mir, als der Zug auch schon hielt. „Fürstenberg an der Oder“, quäkte es aus dem Bahnhofslautsprecher. Schnell nahm ich meinen Koffer, verließ den Zug und stand auf dem kleinen Bahnhof der Stadt. So, nun aber erst mal ein Nachtquartier, ging es mir durch den Kopf. Kaum hatte ich das unmoderne Bahnhofsgebäude verlassen, da sah ich linker Hand ein einladendes frischgestrichenes Haus. „HO-Hotel Aufbau“ war in großen blauen Buchstaben zu lesen.

„Ein Zimmer wollen Sie haben?“ fragte lächelnd das junge Mädchen vom HO-Hotel. „Da kommen Sie vergeblich. Wir haben bloß sechs, und die sind fast immer besetzt. Seitdem das Eisenhüttenkombinat hier gebaut wird, reicht das eine Hotel nicht mehr aus. Da kommen aus Berlin die Vertreter der Ministerien, der Bau-Union und anderer Betriebe, die hier im Kombinat zu tun haben. Zwölftausend Menschen arbeiten jetzt in Fürstenberg, und die Stadt wird eben zu klein für uns alle hier. Aber wenn Sie zum Kombinat wollen, da gibt es doch überall außerhalb der Stadt Barackensiedlungen, vielleicht können Sie dort übernachten.“

Mit einem „Danke schön“ nahm ich wieder meinen Koffer und zog weiter. Ein paar hundert Meter hinter dem Städtchen beginnt der Bauplatz, so groß, daß man ihn nicht mehr überblicken kann. Überall liegen Eisenbahngleise, stehen Betonmischnaschinen und stapeln sich neue Bausteine. Neben dem alten Fürstenberg, vom Eisenhüttenkombinat Ost durch einen Waldstreifen getrennt, wird eine völlig neue Stadt aufgebaut. 25 000 Menschen werden hier einmal wohnen. Einige der neuen weißen und auch gelben Wohnblöcke stehen schon neben der Straße, die zum Kombinat führt. Es war ein warmer Junitag, damals, als ich hier meinen ersten Besuch machte. Die Fenster in den neuen Häusern waren weit geöffnet, um die Sonnenstrahlen in die geräumigen Wohnungen zu lassen. So stand ein Wohnblock neben dem anderen, vielleicht dreißig an der Zahl. An doppelt so vielen wird gebaut. Maurer, Zimmerleute und andere Handwerker sind dabei, die neuen Häuser so schnell wie möglich bezugsfertig zu machen.

Inzwischen war ich ungefähr einen Kilometer gelaufen, da erblickte ich gegenüber der Wohnstadt eine Reihe grauer Baracken. Auf der mittelsten thronten drei große rote Leuchtbuchstaben: „EKO“, die Abkürzung für Eisenhüttenkombinat Ost. Ich war also am Ziel, denn hier hat die Werkdirektion des Kombinats ihre Büros.

Nach einigen Rücksprachen bekam ich dann auch eine Unterkunft in einer Baracke, die zur Stadtrandsiedlung gehörte, und außerdem die Erlaubnis, den Betrieb ungehindert zu betreten.

Am gleichen Tage noch lernte ich hier an den Hochöfen, von denen noch oft die Rede sein wird, den Schmelzer Emil Kühn kennen. Ich hörte davon, daß Emil Kühn eine kleine zehnjährige Tochter namens Trude hat. Von ihr, von Walter, von Fräulein Bertram und vom Eisenhüttenkombinat Ost habe ich in den folgenden Tagen vieles erzählt bekommen, habe aber auch vieles gesehen.

EIN NÄCHTLICHER ABSTICH

„Trude, du mußt jetzt ins Bett, es ist schon spät!“ sagte Frau Kühn zu ihrer Tochter.

„Ja, gleich, Mutti“, antwortete die blonde Trude, die am Fenster stand und unentwegt hinausschaute. Trude ist kein besonderes Mädchen. Sie lernt gut in der Schule, ist auch mal zu Dummheiten aufgelegt und singt im Chor der Jungen Pioniere mit. Alles, was mit technischen Dingen zu tun hat, interessiert sie.

Der Schmelzer Emil Kühn war mit seiner Frau dabei, Koffer und Kisten auszupacken, Möbel zurechtzurücken und alles wieder nett anzuordnen. Die Familie war aus dem nahegelegenen Finkenheerd am Vormittag nach Fürstenberg übersiedelt. Sie hatte in einem der ersten Häuser der neuen Wohnstadt des Kombinats eine Zweizimmerwohnung bekommen. Vom Fenster der Wohnstube aus konnte man das gesamte Eisenhüttenkombinat und auch das nahegelegene Hüttenzementwerk überblicken.

Trude war also nicht wegzubekommen vom Fenster, immer entdeckte sie etwas Neues. Eine Frage folgte der anderen, die Vater Kühn dann geduldig beantwortete. Er war ja auch noch lange am Hochofen

beschäftigt. Er hatte vorher in der Metallgießerei in Finkenheerd gearbeitet. Jetzt war er Schmelzer am Hochofen I. Die Arbeit machte ihm viel Spaß, und es freute ihn, daß seine Tochter ein so reges Interesse dafür zeigte.

Inzwischen war es dunkel geworden. Nur ein paar vereinzelte Sterne funkeln am Sommerhimmel. Bis in das Zimmer hinein drang das mal heller, mal dumpfer werdende Brausen der Hochöfen. Blasen nennt man dieses eigenartige, fast monotone, singende Geräusch. Hier und dort sah man in der Ferne ein vereinzeltes Licht am Stahlgerüst der Hochöfen und konnte so ahnen, daß auch in der Nacht fleißig gearbeitet wird. Plötzlich wurde alles von einem hellroten Feuerschein erleuchtet. Es sah aus, als wäre die Hochofenanlage in ein Meer von Funken und Glut getaucht.

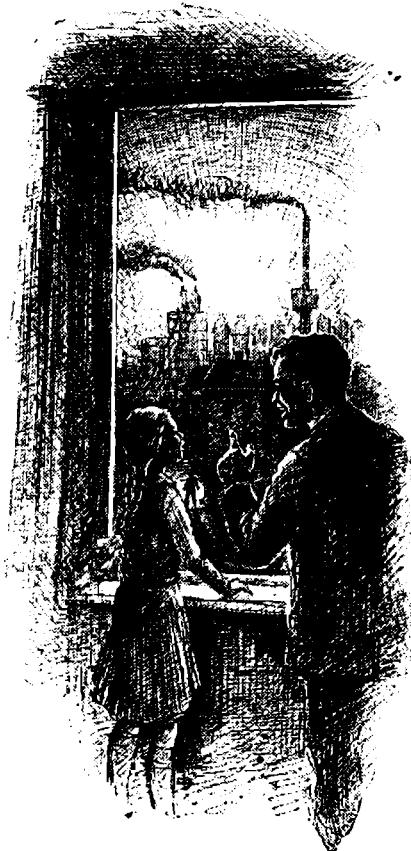
„Jetzt ist am Hochofen I Abstich“, erklärte Trudes Vater und kam zum Fenster hin.

„Abstich, Vati, was ist das?“ fragte Trude.

Der Vater überlegte erst einen Augenblick und erklärte dann: „Kannst du dich noch an den alten eisernen Ofen zu Hause erinnern?“

„Der in unserer Laube stand?“ fragte Trude.

„Ja, stell dir einmal vor, das wäre ein Hochofen. Oben hinein kommen Erz, Koks, Kalk und noch einige andere Dinge. Das ist die Möllering, wie wir es nennen. Der Hochofen wird einmal angesteckt und geht nie aus. Er brennt Tag und Nacht. Von oben wird in gewissen Zeitabständen nachgeschüttet, und das Erz rutscht langsam tiefer. Von unten her wird heiße Luft in den Ofen geblasen, und durch den verbrennenden Koks entstehen Tempe-



raturen von über tausend Grad. Dabei schmilzt das Erz. Im Unterteil des Hochofens sammelt sich das niedergeschmolzene Eisen an, und alle paar Stunden läßt man es abfließen. An der tiefsten Stelle des Ofens befindet sich ein Loch, das wird aufgemacht, und das glühende, flüssige Roheisen läuft über eine Rinne in große Kübel. Das sind die Gießpfannen. Aus einem etwas höher gelegenen Loch fließt die Schlacke; das sind die Rückstände vom Erz und die Asche vom Koks. Der Augenblick, in dem das Roheisen aus dem Ofen abgelassen wird, ist der Abstich."

„Ist es beim Abstich nicht furchtbar heiß am Hochofen, Vati?“

„Und ob“, antwortete der Vater. Unwillkürlich wischte er sich mit der Hand über die Stirn, als ob ihm der Schweiß herunterlief. „Die Schmelzer müssen beim Abstich tüchtig schwitzen. Wir haben deshalb Asbestanzüge und -handschuhe an, die uns vor der Hitze und den umhersprühenden Funken schützen. Dein Papa sieht dann beinahe aus wie ein Weihnachtsmann, so ist er eingemummelt.“

„So möchte ich dich einmal sehen“, sagte Trude und fing ganz plötzlich fürchterlich zu gähnen an.

„Jetzt geht's aber endgültig ins Bett“, meinte Trudes Mutter. Und schon halb im Schlaf murmelte Trude noch etwas vom Hochofen und vom Abstich.

TRUDE FASST EINEN ENTSCHLUSS

1954 wird die neue Wohnstadt des Eisenhüttenkombinats Ost fertig sein. Außer der schon fertiggestellten, ganz vorbildlichen Schule wird es eine Ladenstraße, ein Rathaus, einen Kulturpalast, viele Kinos, ein Schwimmbad, mehrere Sportplätze und ein Haus der Jugend geben. Jetzt sind junge Architekten der Deutschen Bauakademie dabei, das Schulgebäude zu entwerfen. Ich habe schon einige Zeichnungen gesehen und mir erzählen lassen, wie die Schule einmal aussehen wird. Da ist das eigentliche Schulgebäude mit den vielen Klassenräumen für die Grund-, Mittel- und Oberstufe.

Im Seitenflügel sind die Arbeitsräume für die Bastler, Chemiker, Biologen und die anderen Arbeitsgemeinschaften untergebracht. Außerdem

gibt es noch Lese- und Klubräume. Direkt neben der Schule werden Kinderkrippen für die kleineren und Kindergärten für die größeren Jungen und Mädchen gebaut, da ja die Eltern der meisten Kinder arbeiten werden. In der Mitte des ganzen Projektes liegt ein großer Garten, an den der Speiseraum der Kinder grenzt.

So wird für alles gesorgt. Noch ist es aber nicht soweit, deshalb muß Trude jeden Morgen mit dem Autobus, der auch die Arbeiter von der Nachschicht zum Bahnhof bringt, in die alte Schule nach Fürstenberg fahren. Im selben Haus wie Trude wohnt auch Walter, ein dicker, nie aus der Ruhe zu bringender rothaariger Junge, dessen Vater ebenfalls im Eisenhüttenkombinat Ost arbeitet. Jeden Morgen klingelt Trude bei Walter im ersten Stock, um mit ihm gemeinsam zur Schule zu fahren. An dem Morgen, von dem jetzt die Rede sein soll, begegnete Trude auf der Treppe einem etwa dreißig Jahre alten Mädchen im Monteuranzug. Obwohl Trude schon vor drei Wochen in das neue Haus eingezogen war, hatte sie dieses Mädchen noch nie gesehen.

„Guten Morgen“, grüßte Trude freundlich und schaute ihr hinterher, bis sie im dritten Stockwerk in einer Wohnung verschwand.

Walter stand indessen schon vor der Tür und meinte gelassen: „Na, schon ausgeschlafen? Ich wollte eigentlich mit dem Autobus fahren, aber wenn du mehr für einen Spaziergang bist... und zu spät kommen willst.“ Aber dann rannte er doch mit Trude zusammen zur Hauptstraße, um gerade noch im letzten Augenblick aufzuspringen.

„Wer war denn das Mädchen vorhin?“ fragte Trude ihn neugierig, als sie schon im Autobus saßen.

„Du meinst das Fräulein Bertram? Das ist die Hochofentechnikerin“, antwortete Walter und sprach dabei das Wort „Hochofentechnikerin“ so aus, als ob er die Tonleiter erklimme. „Ein Mädchen, und dann am Hochofen arbeiten, das habe ich gerne“, fügte er gernschatzig hinzu und malte mit dem Finger Figuren an die beschlagene Scheibe des Wagens.

Trude bezog diese Worte mehr auf sich als auf Fräulein Bertram. Sie trat Walter kräftig auf den Fuß und sagte großspurig: „Na, warte mal ab, wenn ich erst am Hochofen arbeite!“ Walter tat äußerst gelangweilt, malte weiter Männerchen und versuchte krampfhaft zu gähnen, obwohl er sichtlich ausgeschlafen war. Er grinste vor sich hin, versuchte dann aber doch wieder einzulenken und meinte:

„Vielleicht kann das Mädchen wirklich etwas. Mein Vater hat mir er-

zählt, daß Fräulein Bertram das erste und bisher einzige Mädchen ist, das bei uns in der Republik an einem Hochofen arbeitet.“

Trude hatte sich inzwischen zu einem Entschluß durchgerungen und sagte nur noch: „Ich werde Fräulein Bertram einfach mal besuchen. Sie ist nämlich in der FDJ, ich habe das Abzeichen gesehen. Sicherlich wird sie einem Pionier eine Bitte nicht abschlagen und mir bestimmt viel vom Hochofen erzählen!“ Dann kam eine Pause und schließlich das großspurige Angebot an Walter: „Wenn du willst, kannst du ja mitkommen!“

DIE ERSTE HOCHOFENTECHNIKERIN DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK

Wenige Tage nach der Begegnung auf der Treppe besuchte Fräulein Bertram die Familie Kühn. Sie hatte mit Trudes Vater etwas zu besprechen. Als alles erledigt war, forderte sie Trude auf, doch am nächsten Sonntag mal zu ihr heraufzukommen. Sie habe von ihrem Vater gehört, daß sie sich für die Hochöfen interessiere und gerne das Kombinat besichtigen wolle. Am Sonntag sei Zeit und Gelegenheit, um die ganze Sache in Ruhe zu bereden. Trude wurde vor Stolz gleich zehn Zentimeter größer und weihte Walter am anderen Morgen in die ganze Angelegenheit ein.

Sonntag nachmittag zogen die beiden nach oben. Sie waren schon fast unzertrennlich geworden, obwohl sie sich des öfteren mal zankten. Walter tut nämlich immer sehr erhaben, und wenn Trude ihn gelegentlich an seine Vier in Deutsch erinnerte, dann war der schönste Krach da. Zu Trudes Ehrenrettung muß aber gesagt werden, daß sie ihm doch letzten Endes immer bei den Schularbeiten half, und so söhnten sich die beiden jedesmal wieder aus.

Am Sonntag also wurden Trude und Walter von Fräulein Bertram sehr freundschaftlich empfangen und gleich in die Wohnstube geführt. Gisela, so heißt Fräulein Bertram mit Vornamen, konnte mit einem großen Teller Obstkuchen aufwarten, den ihre Mutter gebacken hatte. Da taute sogar Walter auf. Er fiel gleich mit der Tür ins Haus. Er erkundigte sich

eingehend, was Gisela als Hochofentechnikerin — jetzt sprach er dieses Wort sogar mit etwas Hochachtung aus — denn am Ofen zu tun habe. Er konnte sich aber doch nicht verkneifen hinzuzusetzen, daß sein Vater ja auch Schmelzer am Hochofen sei . . .

Gisela lachte ein wenig und meinte: „Ja, ja, ich weiß, ich kenne deinen Vater. Er ist ein guter Schmelzer, und man kann viel von ihm lernen. Aber“, fügte sie hinzu, „auch Mädchen können am Hochofen ihren Mann stehen.“

„Mein Vater hat mir erst gestern erzählt, daß jetzt fünfundzwanzig Frauen am Hochofen angelernt werden“, wußte Trude ergänzend zu berichten.

Gisela konnte das nur bestätigen und fuhr fort: „Eure Väter sind Schmelzer, das sind gute Facharbeiter, die den Ofen genau kennen und ihn warten. Beim Abstich sorgen sie dafür, daß alles klappt. Die Abstichrinne muß immer in Ordnung gehalten werden, Reparaturen sind notwendig und vieles andere mehr. Ich weiß von Trudes Vater, daß er im Betrieb die technische Abendschule besucht und an der Aktivistschule teilnimmt. Wenn der vierte Hochofen fertig ist, wird er dort als Oberschmelzer arbeiten.“

Walter kam wieder auf seine Frage zurück und stellte fest, daß er noch immer nicht wisse, was eine Hochofentechnikerin zu tun habe. „Ich zum Beispiel“, erzählte Gisela weiter, „bin für die Möllerung und den Schrägaufzug verantwortlich.“

Hinter dem Hochofen stehen große Betonbunker für Erz, Koks, Kalk und anderes. Nach ganz bestimmten Berechnungen und Überlegungen wird festgelegt, welche Menge von jedem in den Ofen hineinkommt. Daß diese Mischung ‚Möllerung‘ heißt, weiß ihr ja schon. Alles wird genauestens abgewogen und dann mit einem Aufzug schräg nach oben — vierzig Meter hoch — bis zur Gicht befördert und dort hineingekippt. Die Gicht, das ist also der oberste Teil des Hochofens, dort, wo auch der Rauch immer herauskommt.“

„Wo hast du denn das alles gelernt?“ wollte Walter wissen.

„In Thüringen. Dort gibt es auch einen Hüttenbetrieb, die Maxhütte, von der ihr sicherlich schon gehört oder gelesen habt. Die Maxhütte hat eine Spezialschule, ein Technikum, für Hochofentechniker und Ingenieure, dort habe ich einige Jahre studiert. Jetzt nehme ich am Fernstudium teil, da bekomme ich schriftlich meine Aufgaben und die Hinweise, was ich lesen muß. Ich will nämlich mal Hochofingenieur werden.“

„Jetzt gibt es doch erst drei Hochöfen, nicht wahr?“ fragte Trude.
„Ja“, antwortete Gisela. „Aber bald wird auch der vierte fertig sein. Und im nächsten Jahr kommen noch vier weitere Hochöfen hinzu.“

„Wo kommen aber all die Techniker und Ingenieure her, die dann gebraucht werden?“ wollte Trude noch wissen.

„Da brauchst du keine Angst zu haben, die werden jetzt schon ausgebildet“, beruhigte Gisela die beiden. So unterhielten sich die drei den ganzen Nachmittag, bis in die späten Abendstunden. Trude und Walter schieden von Gisela mit der Gewißheit, einen guten Freund gefunden zu haben. Gisela würde ihnen bestimmt bei der Erfüllung ihres Wunsches, das Eisenhüttenkombinat zu besichtigen, helfen.

VOM TROCKENBODEN BIS ZU DEN HOCHÖFEN

Das Ergebnis des Besuches bei Gisela Bertram ließ dann auch nicht lange auf sich warten. Wenige Tage danach sagte Emil Kühn eines Abends zu seiner Tochter, daß sie am anderen Morgen mit Gisela zusammen zum Werkdirektor Buchholz kommen solle.

Der Werkdirektor war ein kleiner, etwas unersetzer Mann, der tagsüber genauso einen alten Schlapphut trug wie die Schmelzer am Hochofen. Er hörte sich Trudes Wunsch an und ließ sich von Gisela die Versicherung geben, daß sie auf Trude aufpassen würde. Dann gab er seine Einwilligung. Einem so aufgeweckten Mädel, von dem sich schon die Schmelzer zu erzählen wußten, konnte er diese Bitte nicht abschlagen.

Es hatte sich nämlich herumgesprochen, daß Trude ihren Vater täglich nach der Schicht befragte, wieviel Tonnen Eisen geschmolzen wurden. Und als Gisela für den Besuch ihren freien Tag opfern wollte, meinte er: „Meinetwegen kann's morgen losgehen. Übrigens“, sagte er noch zu Trude, „wo hast du denn den Walter heute gelassen? Ich sehe euch beide doch oft zusammen.“ Der Werkdirektor hatte nämlich einige Häuser weiter seine Wohnung und kannte die beiden vom Sehen. „Der Walter, der kann natürlich auch mitkommen!“

Die Werkbesichtigung begann mit einer Autobusfahrt. Das ganze Gelände des Eisenhüttenkombinats ist einige Kilometer lang, und man

braucht zu Fuß mindestens eine dreiviertel Stunde, wenn man von einem Ende zum anderen kommen will. Am Werkstor gab es einen Passierschein, und dann fuhren die drei an der neuen Poliklinik vorbei bis zum entgegengesetzten Ende des riesigen Komplexes, bis zur Sinteranlage. Sofort wollten Trude und Walter natürlich wissen, was hier gemacht wird. „Wartet nur die Zeit ab, immer eins nach dem anderen. Zuerst gehen wir mal dorthin, wo die Güterzüge der Reichsbahn mit dem Erz und dem Koks in das Werk hineinfahren“, zügelte Gisela die beiden.

Ein paar Schritte mußten sie noch laufen, dann standen die Kinder vor einem ganz merkwürdigen Gebäude, das direkt über die Schienen gebaut war, geradeso groß, daß ein Eisenbahnzug hineinpaßte. „Das ist der Trockenboden“, erklärte Gisela.

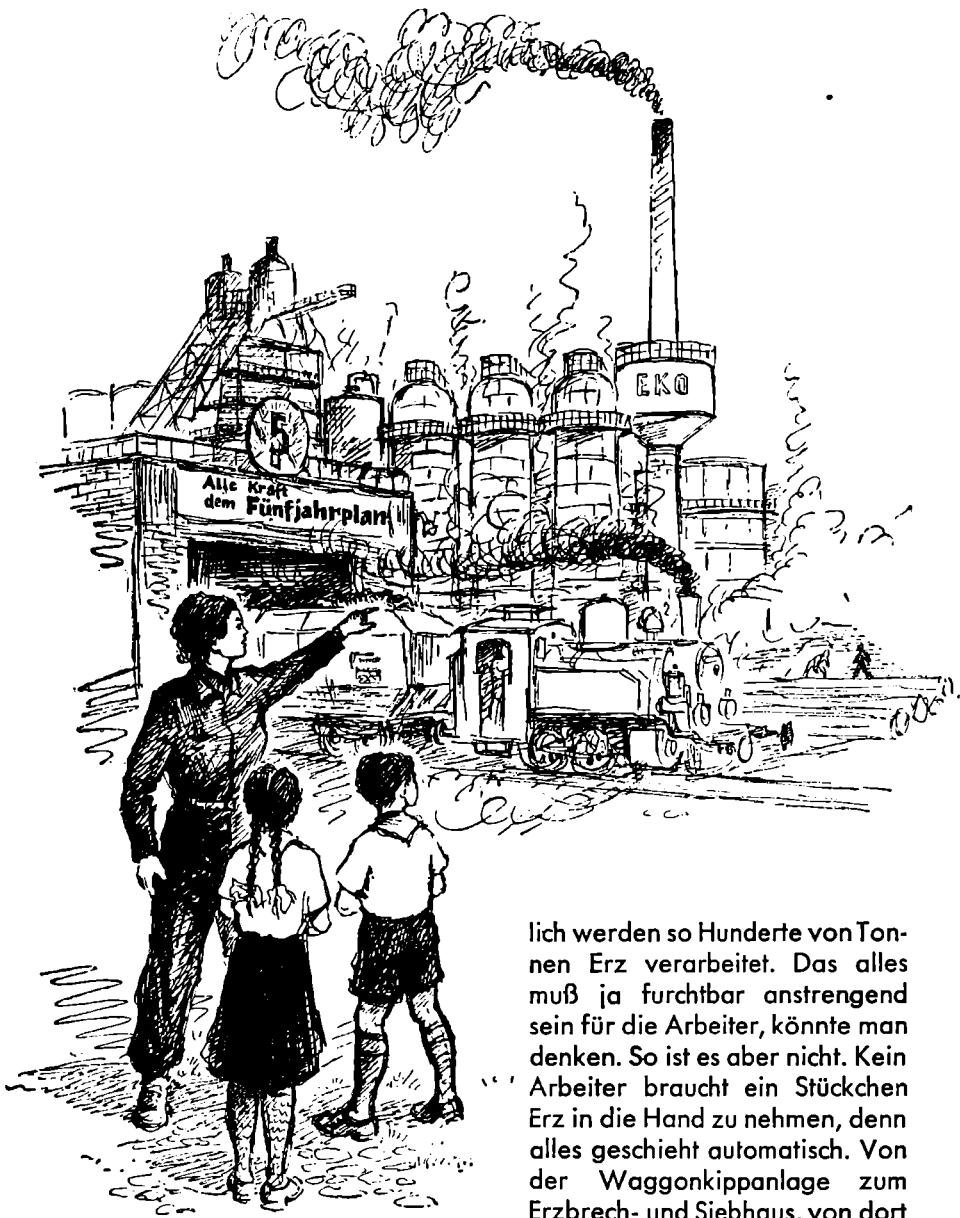
Das Erz für die Hochöfen im Eisenhüttenkombinat kommt aus der Sowjetunion. In kleinen und großen Stücken liegt es in den Eisenbahnwaggons, geradeso, wie es in Kriwoi Rog gefördert wird. Es hat eine rostbraune Farbe, und alle, die mit dem Erz zu tun haben, sehen aus, als ob sie wer weiß wie lange in der Sonne gelegen hätten.

„So rotbraune Gesichter, wie hier die Arbeiter, haben auch die Kumpel in Kriwoi Rog, die uns durch ihre Arbeit helfen, mehr Eisen zu produzieren“, erzählte Gisela den beiden, und daß es auch in der Deutschen Demokratischen Republik Eisenerze gibt, die aber nur ein Fünftel so ergiebig sind wie die sowjetischen.

„Du hast doch vorhin vom Trockenboden gesprochen“, erinnerte Trude. „Was wird denn da getrocknet? Das Erz?“ — „Ja, das Erz“, erwiderte Gisela. „Wenn es hier bei uns ankommt, ist es sehr feucht. Im Winter ist es sogar vereist. In dem langgestreckten Haus dort trocknet das Erz, während die Waggons hindurchgeschoben werden.“

„Die Waggons mit dem getrockneten Erz werden von modernen Waggonkippen automatisch in große Bunker entladen. Auf Förderbändern gelangt das Erz anschließend in das Erzbrech- und Siebhaus.“

Hier werden die großen Erzstücke zerbrochen. Der Staub und die vielen Millionen kleiner Erzkörnchen rutschen durch die Siebe — genauso, als ob die Mutter Mehl siebt. Die mittelgroßen Stücke können dann gleich weiter zum Hochofen transportiert werden. Die feinkörnigen Erzteilchen gehen in die Sinteranlage, wo sie mit Kohlenstaub vermischt werden. Eine Gasflamme setzt den Kohlenstaub in Brand, und durch die entstehende Hitze backen die Erzteilchen zusammen. Täg-



lich werden so Hunderte von Tonnen Erz verarbeitet. Das alles muß ja furchtbar anstrengend sein für die Arbeiter, könnte man denken. So ist es aber nicht. Kein Arbeiter braucht ein Stückchen Erz in die Hand zu nehmen, denn alles geschieht automatisch. Von der Waggonkippanlage zum Erzbrech- und Siebhaus, von dort

bis zur Sinteranlage und schließlich bis zu den Hochöfen, überallhin wird das Erz auf langen, überdachten Förderbändern transportiert. Die ganze Anlage ist fast einen Quadratkilometer groß, wie eine kleine Stadt. Die einzelnen Gebäude sind größer als ein Wohnblock.“

Die drei gingen unter vielen Förderbändern hindurch bis zur Erzsinteranlage. Dort betraten sie einen kleinen Raum. Auf schrägen Tischen waren unzählige kleine Schalter, Druckknöpfe, rote und weiße Lämpchen montiert. Alles blitzte nur so vor Sauberkeit. Trude und Walter hatten so etwas noch nie gesehen. Sie bestaunten den Arbeiter, der ab und zu an das Telefon mußte, um ein kurzes Gespräch zu führen. Dann bediente er einen der vielen Schaltknöpfe. Sofort leuchtete ein Lämpchen auf.

Der technische Direktor des Eisenhüttenkombinates, den sie hier trafen, hatte seine Freude daran, den Kindern alles zu erklären: „Diese große Anlage kann man in gewisser Weise mit dem menschlichen Körper vergleichen. Das hier ist so etwas wie das Gehirn. Die Sinteranlage ist der Magen, der signalisiert jetzt: ‚Ich habe Hunger.‘ Wenn das bei euch so ist, dann reagiert das Gehirn darauf, ihr beginnt zu sprechen und sagt vielleicht: ‚Mutter, gib mir bitte eine Schnitte!‘“

Hier ist es ähnlich. Wenn die Sinteranlage Hunger hat, bedeutet das, daß der Hochofen mehr Sintergut braucht. Der Kollege, der hier arbeitet, bekommt davon Nachricht, drückt auf einen Knopf, und schon setzt sich eines der vielen Förderbänder in Bewegung. Erzkörnchen werden tonnenweise herantransportiert. Vom Förderband gelangen sie auf das Sinterband, das auch wiederum von hier aus bedient wird. Beim Sintern, das weiß ihr sicherlich schon, backen die feinen Erzteilchen zu großen Stücken zusammen. Das fertige Sintergut fällt dann wieder auf Förderbänder, und weiter geht's. Die kleinen Lämpchen hier dienen zur Kontrolle.

Man kann also genau sehen, welches Band gerade in Betrieb ist und welches stillsteht.“

„Früher“, ergänzte Gisela die Worte des technischen Direktors, „mußte vieles, was heute hier mechanisiert ist, von Arbeitern in mühseliger Handarbeit bewältigt werden. Da wurde natürlich auch nicht soviel Eisen produziert wie jetzt. Um mehr Pflüge, mehr Traktoren, mehr Autos und mehr Maschinen bauen zu können, braucht man eben mehr Eisen und Stahl. Vor fünf Jahrtausenden haben unsere Vorfahren auch schon Erz geschmolzen. An Bergabhängen entzündeten sie riesige Feuer, um

wenige Kilogramm Eisen zu gewinnen. Ein langer Weg war es von diesen sogenannten ‚Rennfeuern‘, deren Flammen, von Wind und Sturm angefacht, die nötige Hitze gaben, bis zum Hochofen. Der Kleinbetrieb der Eisengewinnung mit einigen wenigen Menschen ist heute verschwunden, an seine Stelle ist bei uns das moderne Eisenhüttenkombinat getreten. Hier werden jährlich Tausende von Tonnen Roheisen erschmolzen.“

Den Kindern rauchte bald der Kopf von all den vielen neuen Eindrücken. „Jetzt machen wir erst mal einen gemütlichen Spaziergang“, sagte Gisela, als sie wieder draußen waren. „Dann könnt ihr euch in Ruhe alles noch einmal durch den Kopf gehen lassen, was ihr eben gehört habt. In zehn bis fünfzehn Minuten haben wir die Hochöfen erreicht.“

SOWJETISCHE INGENIEURE HELPEN DEUTSCHEN ARBEITERN

Langsam schlenderte Gisela mit den Kindern in Richtung der Hochöfen. Rechts und links vom Wege türmten sich Sandberge, einige Male kreuzten kleine Dieselloks mit vielen Loren ihren Weg. Überall sahen sie geschäftige Menschen bei der Arbeit. Da wurden Kabel gelegt, Baracken aufgestellt, Warnschilder angebracht und vieles andere mehr. Rechter Hand standen große, halbfertige Hallen. „Das sind die Erzbetten. Hier wird das Erz später einmal gelagert“, erklärte Gisela den beiden. Eine Explosion schnitt ihr das Wort ab. Erschrocken drehte sich Trude um, bloß Walter konnte das nicht weiter aufregen. Wie immer, wenn irgend etwas geschah, was ihm fremd und ungewohnt erschien, tat er sehr überlegen.

„Das wird schon seine Ordnung haben, und unser Fräulein Technikerin weiß sicher auch dafür eine Erklärung!“

„Natürlich“, antwortete Gisela belustigt. „Beim Abstich fließt doch das Roheisen in große Behälter, die Pfannen. Jedesmal, wenn die Pfannen entleert werden, bleiben kleine Reste zurück. Im Laufe der Zeit bildet sich eine dicke Kruste, die dort drüben herausgesprengt wird.“

„Hab' ich's dir nicht gleich gesagt“, meinte Walter, und triumphierend

blickte er zu Trude. „Hier im Kombinat ist man vor Überraschungen nicht mehr sicher, aber irgendwie hat alles seinen Sinn.“

„Ich bin ja nur auf die nächste Überraschung gespannt“, sagte Trude. „Dort hinten ist sie schon!“ Gisela lachte. Vielleicht hundertfünfzig Meter weiter vorn quollen große Dampfwolken empor. Ein eigenartiges Geräusch wurde immer lauter. Es hörte sich so an, als ob man ein großes Stück Eisen nach dem anderen auf die Erde fallen ließe.

„Was ist denn das nun schon wieder?“ fragte Walter, der langsam, aber sicher von Trudes Neugier angesteckt wurde.

„Guckt euch die Sache doch erst einmal an“, riet ihnen Gisela. Inzwischen waren die drei näher herangekommen. Die Dampfwolken hatten sich etwas verzogen, und eine große Stahlkonstruktion wurde sichtbar. An der einen Seite der Maschine stand eine der großen stählernen Gießpfannen. Sie war von einem Kran leicht angekippt worden, und wie ein langes, rotes, herunterhängendes Handtuch sah das glühende Roheisen aus, das langsam aus der Pfanne in eine gemauerte Rinne floß und weiter in kleine Gußformen gelangte, die auf einem endlosen Band abrollten.

Das Ganze ähnelte einer riesigen, sich langsam und schwerfällig bewegenden Fahrradkette. Alles war von einem weißen, kalkigen Überzug bedeckt. Auf das glühende Roheisen in den Gußformen rieselte aus vielen kleinen Brausen Wasser hernieder, und die dadurch entstehenden Dampfwolken hüllten oft alles in einen weißen Mantel.

Die abgekühlten Eisenbarren, die Masseln genannt werden, fielen laut polternd in bereitstehende Eisenbahnwaggons.

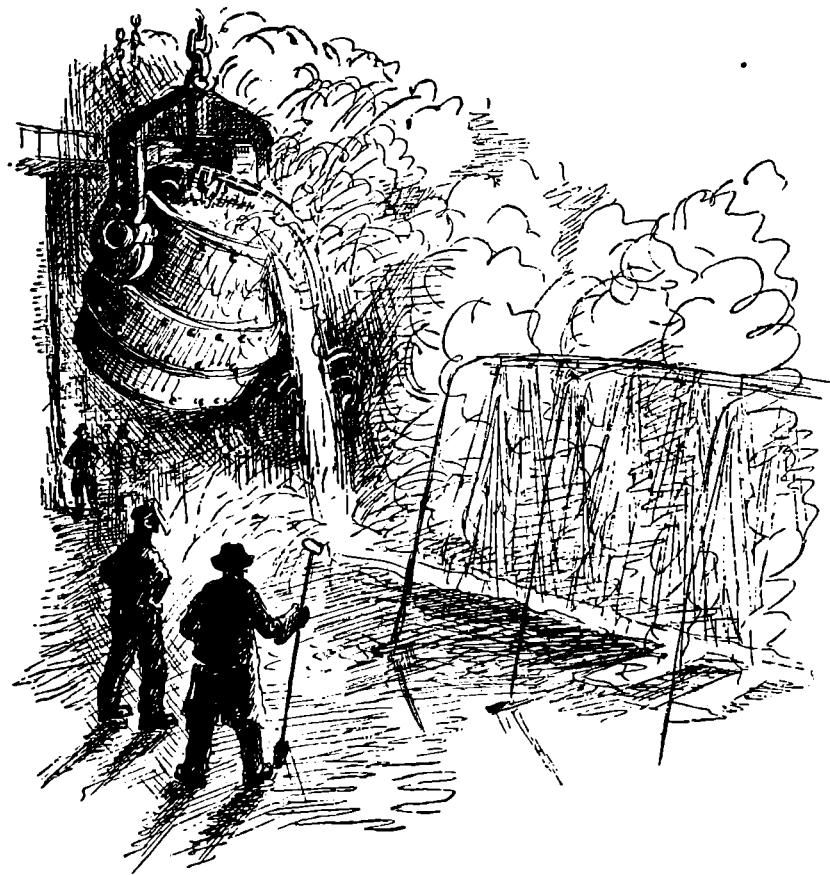
„Nun, habt ihr euch alles genau angesehen?“ fragte Gisela die beiden. „Ja“, antwortete Trude und setzte stolz hinzu: „Ich weiß sogar, wie die Maschine heißt.“

„Ich auch“, fügte Walter hinzu, „Trudes Vater hat uns schon davon erzählt. Das ist eine Masselgießmaschine.“

Inzwischen hatten sich einige Arbeiter zu ihnen gesellt, die erst Gisela begrüßten und dann auch den Kindern die Hand reichten.

„Na, was wollt ihr denn hier?“ fragte der eine, ein großer, stämmiger Mann in blauem Monteuranzug, die Kinder. Er wartete gar nicht erst eine Antwort ab, sondern sprach gleich weiter: „Wenn ihr noch irgend eine Frage habt, ich bin gerne bereit, sie euch zu beantworten.“

„Wohin werden denn die kleinen Eisenbarren gebracht?“ wollte Trude wissen.



„Die werden mit der Eisenbahn in die verschiedenen Stahlwerke unserer Republik geschafft und dort zusammen mit Schrott zu Stahl geschmolzen. Im nächsten Jahr“, fügte der Arbeiter hinzu, „werden wir auch hier im Eisenhüttenkombinat ein Stahlwerk haben — aber dann geht die ganze Sache einfacher vor sich. Die Gießpfannen werden gleich ins Stahlwerk hinüberbefördert, und das flüssige Roheisen kommt so, wie es ist, in die Öfen. Darüber kann euch Gisela ein andermal mehr erzählen.“

Walter war indessen dicht an die Masselgießmaschine herangegangen

und hatte sich dabei seine Jacke mit Kalk beschmutzt. Vergeblich versuchte er, sie wieder sauber zu bekommen.

„Da wird sich ja deine Mutter freuen, wenn du nach Hause kommst“, sagte Gisela, die über Walters ärgerliche Miene unwillkürlich lachen mußte.

„Warum wird hier eigentlich alles voll Kalk geschmiert?“ wollte Trude wissen, die mit ihrem Taschentuch Walters Reinigungsversuche unterstützte.

„Ihr habt sicherlich schon einmal zugeschaut, wenn die Mutter Kuchen bäckt. Bevor der Teig in die Form kommt, wird sie gut mit Fett eingeschmiert, damit der Kuchen nicht festbackt, sondern sich leicht aus der Form löst. So ist es hier auch. Der Kalk verhindert das Festbacken des Eisens in den Formen.“

Gisela wandte sich an die Arbeiter und fragte: „So haben es euch damals die sowjetischen Ingenieure geraten, nicht wahr?“

„Ja, es war Anfang dieses Jahres, da wollte es hier bei uns an der Masselgießmaschine überhaupt nicht klappen. Wir gaben uns die größte Mühe, aber das flüssige Roheisen klebte immer in den Formen fest. Wochenlang versuchte man alles Mögliche, es änderte sich nichts. Wir waren schon ganz verzweifelt. Die Werkdirektion war unzufrieden mit uns, und wir selber waren es auch.“ Dabei sah er die anderen an, als erwarte er von ihnen eine Bestätigung seiner Worte.

„Jaja, so war das damals“, meinte ein anderer und setzte den Bericht fort: „Eines Tages, das muß so im März gewesen sein, kamen aus Magnitogorsk zwei sowjetische Ingenieure nach Fürstenberg, weil es auch bei den anderen nicht vorwärtsging. Wir hatten ja in unserer Republik noch nie ein so modernes Hochofenwerk wie dieses hier gehabt, und es gab auch noch nicht genügend Fachleute, die uns erklären konnten, wie man die neuen modernen Maschinen bedienen muß. Die sowjetischen Ingenieure blieben zwei Monate im Betrieb, gaben Ratschläge und zeigten den Arbeitern und Technikern den Ausweg aus der Sackgasse, in der wir uns befanden. Eines Tages kamen sie auch zu uns und sahen sich alles genau an. Dort drüben standen sie, ich kann mich noch genau erinnern. Wir erzählten ihnen von unseren Schwierigkeiten. Die beiden sowjetischen Ingenieure hörten sich das alles aufmerksam an, wechselten einige Worte — ja, und dann“ — er machte eine kleine Pause, um die Spannung ein wenig zu erhöhen — „dann meinten sie, wir sollten doch mal die Gußformen kräftig kalken und die Hälfte der

Brausen wieder abmachen, damit der Kalk nicht weggeschwemmt wird. Dann gingen sie weiter.

Wir versuchten es so, wie man uns geraten hatte, und bald konnten wir fünf- bis sechsmal soviel Roheisen verarbeiten als vorher.“

„Und so wie hier“, sagte Gisela, „haben diese beiden sowjetischen Hochofenspezialisten überall Ratschläge erteilt und Hilfe gegeben. Ich kann mich noch gut erinnern, einmal — wir waren gerade in einer Diskussion am Hochofen — haben einige Schmelzer den sowjetischen Spezialisten ganz unverhohlen ihre Bewunderung ausgedrückt. Da erwiderte der eine bescheiden, was Sowjetmenschen in solchen Situationen oft erwidern: ‚Unsere Arbeit ist nur ein kleiner Beitrag zum großen Aufbauwerk.‘ — Noch heute wird hier im Werk oft von diesen beiden Männern gesprochen, und alle rühmen ihre umfassenden Kenntnisse und ihre große Bescheidenheit.“

STÄHLERNE FREUNDE

Ganz gleich, wo man sich im Eisenhüttenkombinat Ost auch aufhalten mag, ob bei den Verwaltungsbaracken, bei der Poliklinik, in der Gegend der Sinteranlage oder anderswo, immer fällt der Blick auf das Herz dieses gigantischen Betriebes — auf die drei schon fertigen, vierzig Meter hohen Hochöfen. Es ist wie auf dem Deck eines Schiffes, in der Mitte, das Ganze beherrschend, der Kommandoturm. Alles, was hier im Kombinat erdacht und ausgeführt wird, dient dem Wohl und Wehe dieser drei Riesen aus Stahl und Schamotte.

Alles, was Trude und Walter bisher gesehen hatten, war für sie neu und interessant. Dennoch zogen die Hochöfen die Kinder an wie ein Magnet. Niemand, ob jung oder alt, ob erfahren oder unerfahren, kann sich dem eigenartigen Reiz, den diese Kolosse ausüben, entziehen. Woran das liegt, wollt ihr wissen? Das lässt sich gar nicht so einfach erklären. Ein Hochofen, das ist kein lebloses kaltes Ding, nein, ein Hochofen ist etwas Lebendiges! Der eine oder der andere wird jetzt vielleicht lachen und meinen: „Na, so ein Unsinn!“ Aber lacht nicht. Trude und Walter haben das anfänglich auch getan, als Gisela ihnen das auf dem Weg von der Masselgießmaschine bis zur Hochofenanlage zu erklären

versuchte. Wenige Schritte waren es noch bis zu den Hochöfen; unwillkürlich gingen die Kinder immer langsamer, um schließlich ganz stehenzubleiben. Vor ihnen reckte sich der Hochofen I in die Höhe. Wenn ein Zwerg neben einem Riesen steht, was muß das doch für ein eigenartiges Gefühl für den Kleinen sein. Könnt ihr euch das vorstellen, dieses Gefühl? Ja? Seht ihr, so ähnlich geht es einem, wenn man am Fuße eines Hochofens steht, ganz klein und ohnmächtig kommt man sich vor. Obwohl die Luft erfüllt ist vom Lärm der Turbinen und vom Brausen oder, richtiger gesagt, vom Blasen der Hochöfen, wie die Arbeiter es nennen, wagt man kaum, ein Wort über die Lippen zu bringen. Wenn die Hochöfner auf der Ofenbühne hin- und hergehen, wenn mal zwei oder drei Männer emporklettern, bis oben zur Gicht, dann scheint der Ofen überlegen zu sagen: „Na, guckt euch nur so etwas an, was kann denn eine Mücke einem Elefanten?“

Das ist der erste Eindruck. So empfanden es gewiß auch die beiden, Trude und Walter, als sie die stählernen Ungetüme staunend betrachteten.

„Nun, habt ihr euch endlich satt gesehen?“ fragte Gisela. Trude drehte sich um. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie sagte:

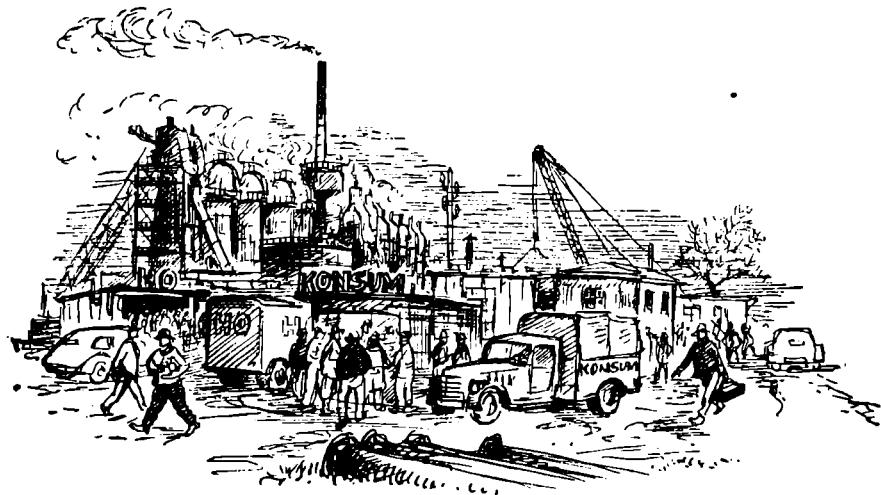
„Weißt du, Gisela, so richtig verstehe ich das nicht, was du da vorhin gesagt hast.“

„Was?“ fragten Gisela und Walter wie aus einem Munde.

„Daß man den Hochofen behandeln muß wie einen Menschen.“

„Tröste dich“, antwortete Gisela, „bei mir hat es auch eine ganze Weile gedauert, bis ich das so richtig verstanden habe. Natürlich kann ein Hochofen nicht denken oder reden, und wenn er hier so in der Weltgeschichte herumstände und kein Mensch sich um ihn kümmerte, dann bliebe er ein Ding aus soundso vielen Tonnen kalten, leblosen Stahls. Aber hast du schon einmal beobachtet, wie dein Vater mit seiner Uhr umgeht, wie er sie sorgsam behandelt und sie nicht einfach in irgend eine Ecke wirft? Er zieht sie regelmäßig auf, kontrolliert sie morgens nach der Radiozeit und läßt nicht zu, daß irgend jemand, der davon keine Ahnung hat, an ihr herumspielt. Oder denk an deinen Kreisel. Der liegt irgendwo in einer Ecke, keiner kümmert sich um ihn, ein Stück Holz wie jedes andere. Aber wenn du ihn in die Hand nimmst und ihn in Bewegung setzt, dann dreht er sich, hüpfst lustig ein wenig im Kreise herum und ist voller Leben.“

„Und genauso, meinst du, ist es bei einem Hochofen?“ fragte Trude.



„Er ist wie ein dummer, gütiger Riese, dem Zwerge zu essen geben und den sie hegen und pflegen. Als Dank dafür muß der Riese schwere Arbeit leisten, für welche die Zwerge zu klein sind!“

Die drei waren so mit ihren Gedanken beschäftigt, daß sie gar nicht bemerkten, was um sie herum geschah. Vater Kühn hatte sie von der Ofenbühne aus schon eine ganze Weile beobachtet. Schließlich war er von oben heruntergekommen und hatte sich hinter Trude gestellt. Er legte nun seiner Tochter die Hand auf die Schulter und sagte plötzlich: „Na, ihr drei, habt ihr euch gut vertragen?“ Erschrocken drehte sich Trude um; als sie aber ihren Vater sah, hängte sie sich freudig in seinen Arm.

„Wann ist denn wieder Abstich?“ fragte Walter gleich.

„Das wird wohl noch ein Weilchen dauern“, antwortete Vater Kühn, „aber wenn ihr Lust habt, gehen wir inzwischen einmal um die ganze Hochofenanlage herum. Ich kann euch dann in Ruhe alles zeigen.“

Dicht an den Hochöfen entlang führt eine Straße. Heute ist es eigentlich noch mehr ein Weg, aber bald wird auch er gepflastert sein. Links stehen die Hochöfen, und rechts gibt es Baracken, HO- und Konsumverkaufsstellen, kleine Werkstätten und Büros. Lastkraftwagen und Personenautos fahren hin und her, Arbeiter kommen und gehen, große moderne Omnibusse verkehren; nur Straßenbahnen fehlen, sonst wäre hier ein Leben wie in einer Großstadt.

Auf der linken Seite der Straße befinden sich also die Hochöfen. Neben jedem Ofen stehen immer drei Winderhitzer, das sind große runde, etwa zwanzig Meter hohe Blechkörper. Die heißen Gase, die den Hochöfen entweichen, verpuffen nicht in die Luft, sondern werden in riesige Rohrleitungen geschickt. Das Gas wird gereinigt und gelangt in die Winderhitzer. Dort wird kalte Luft mit Hilfe dieser heißen Gase erhitzt. Der bis auf neunzig Grad erwärmte „Wind“ wird dann wiederum in den Hochofen hineingeblasen, um den Schmelzprozeß in Gang zu halten. Da es nun immer eine ganze Weile dauert, bis der Wind die nötige Temperatur hat, auf der anderen Seite aber ständig heißer Wind gebraucht wird, hat jeder Ofen drei Winderhitzer. Wenn man an der Hochofenanlage entlanggeht, sieht das Ganze also folgendermaßen aus: Erst kommt ein Hochofen, dann drei Winderhitzer, danach ein Schornstein, der zweite Hochofen, wieder drei Winderhitzer und so weiter.

„Wenn das Eisenhüttenkombinat Ost fertig ist, werden insgesamt acht Hochöfen mit ihren Winderhitzern in einer langen Reihe hintereinander stehen“, erzählte Trudes Vater.

„Welchen Zweck hat denn nun diese Rohrleitung?“ fragte Trude und zeigte nach oben.

„Nur ein Teil der Abgase wird im Betrieb verbraucht. Deshalb führt man den Rest anderen Zwecken zu: Ein Teil der Gase wird im Hüttenzementwerk verbraucht, und mit dem Rest wird später einmal die ganze Wohnstadt geheizt werden“, erklärte Gisela.

Der Rundgang führte die vier auf der anderen Seite der Hochöfen, an den Betonbunkern für den Koks und das Erz vorbei, zum Ausgangspunkt zurück.

„Kollege Kühn, dürfen wir die beiden mit nach oben ins Meßhaus nehmen?“ erkundigte sich Gisela.



„Jaja, kommt nur mit nach oben. Ich habe vorhin schon mit dem Hochofenchef gesprochen. Er hat es gestattet.“ Schon stampften alle die eiserne Treppe empor.

Das Meßhaus, sein Name sagt es ja bereits, birgt all die vielen Meßgeräte, die notwendig sind, um den Schmelzprozeß im Ofen richtig zu verfolgen. Hier oben wird der Hochofen gefahren, wie es in der Fachsprache heißt. Das Meßhaus steht auf großen Pfeilern, etwa fünf Meter über dem Erdboden, und schließt sich direkt an die Ofenbühne an. Wenn man durch die großen Glasfenster auf der einen Seite schaut, blickt man direkt auf das Abstichloch.

Kum hatte Trude ihre Nase durch die Türöffnung gesteckt, da rief auch schon ein Schmelzer: „Wer kommt denn da? Solchen Besuch hatten wir ja noch nie!“ Und als Trude gleich wieder kehrtmachen wollte, brüllte er, den Lärm übertönen: „Nur hereinspaziert, nur hereinspaziert! Hier wird keiner aufgefressen!“

Inzwischen war auch Emil Kühn eingetreten, und hinter ihm kam Gisela mit Walter.

„Das ist wohl deine Tochter Trude, was? Von der du uns schon öfter erzählt hast?“ fragte der Schmelzer Vater Kühn. „Na ja, dann müssen wir uns heute ja besondere Mühe geben. So eine angehende Hochofentechnikerin verlangt ja sicherlich eine ganze Menge. Aber nichts für ungut. Spaß muß sein. Du bist mir doch nicht etwa deshalb böse, Trude?“

Nach einem solchen Empfang verstand es sich von selbst, daß man sich schnell anfreundete. Da immer mehr Schmelzer hinzukamen, war bald eine lustige Gesellschaft beisammen.

Im Laufe des Gesprächs kamen die Schmelzer dann auch auf den Wettbewerb zu sprechen. „Also, das ist es“, erzählte einer der Männer in Asbestanzügen und mit großen Schlapphüten, „vor einigen Monaten war es noch so, daß wir uns noch nicht richtig auf die Bedienung so moderner Hochöfen verstanden. Wir probierten es auf diese und jene Art. Jedenfalls schafften wir nicht unseren Plan.“

Wir blieben zurück. Nachdem nun die sowjetischen Ingenieure hier waren, klappt jetzt alles recht gut. Wir erfüllen unseren Plan . . . aber . . . die ganzen Rückstände, die müssen wir jetzt aufholen. Das macht uns allen noch viel Kopfzerbrechen. Aber uns geht es nicht allein so. Beim Aufbau der Wohnstadt war es ähnlich. Deshalb haben wir beschlossen, mit den Bauarbeitern der Stadt in einen Wettbewerb zu treten. Was

wir wollen, ist ganz klar: drüben und hier den uns gestellten Plan verwirklichen. Wer es zuerst geschafft hat, ist Sieger. Also, drückt uns beide Daumen!"

EIN SOZIALISTISCHES KOMBINAT

Es hatte sich in der Schule bald herumgesprochen, daß Trude und Walter das Kombinat besichtigt hatten. Von allen Seiten wurden sie mit Fragen bestürmt, und jeder wollte ganz genau wissen, wie es denn gewesen sei. In ihren Klassen hatten die beiden schon einiges erzählt, bis dann Herbert, der Pionierleiter, den Vorschlag machte, doch auf einem Gruppennachmittag der Pioniere über den Besuch im Kombinat zu berichten. Und so kam es dann auch.

An einem Freitag trafen sich alle im Pionierzimmer der Schule. Es war sehr voll. Aus allen Klassenzimmern waren noch Stühle zusammengetragen worden, und die Kinder saßen dichtgedrängt voll gespannter Erwartung. Zu Beginn erzählte Herbert etwas über die Vorgeschichte des Eisenhüttenkombinates Ost; davon, daß 1950 auf dem III. Parteitag der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands beschlossen wurde, ein neues Hüttenkombinat am Ufer der Oder zu bauen, damit die Republik genügend Eisen bekommt; davon, daß im Herbst des gleichen Jahres durch Minister Selbmann die erste Kiefer bei Fürstenberg gefällt und daß Neujahr 1951 vor dem tief in die Erde verankerten Betonfundament des ersten Hochofens der Beginn des Fünfjahrplanes verkündet wurde. Inzwischen sind zwei Jahre vergangen, und inmitten der märkischen Landschaft stehen jetzt drei Hochöfen und andere riesige Anlagen.

Dann waren Trude und Walter an der Reihe. Sie berichteten von der Erzaufbereitung, von der Sinteranlage, von den Hochöfen und vom Wettbewerb zwischen den Arbeitern des Kombinats und den Erbauern der Wohnstadt.

Anschließend sprach Herbert noch einmal. „Ihr wißt, Freunde, daß wir in unserer Republik jetzt damit beginnen, den Sozialismus aufzubauen. Hier bei uns in Fürstenberg wird emsig daran gearbeitet, dieses Ziel zu verwirklichen. Das Eisenhüttenkombinat Ost ist der erste sozialistische Betrieb und die neue Wohnstadt die erste sozialistische Stadt der Deutschen Demokratischen Republik.



Für den Sozialismus haben Millionen deutscher Arbeiter in den letzten Jahrzehnten gekämpft. Ihr kennt alle die Namen der großen deutschen Arbeiterführer Karl Marx, Friedrich Engels, August Bebel, Karl Liebknecht und für unsere Generation vor allem Ernst Thälmann, die ihre ganze Kraft für dieses Ziel eingesetzt haben. Es ist die Aufgabe eines jeden Pioniers, das, wofür sie gekämpft und gearbeitet haben und was

mit der brüderlichen Hilfe der sozialistischen Sowjetunion errungen wurde, zu vermehren und zu verteidigen. Dazu verpflichtet uns der Name Ernst Thälmann, der uns in Dresden auf dem Treffen der Jungen Pioniere verliehen wurde.

Ihr alle seht jeden Tag mit eigenen Augen, was es heißt, den Sozialismus aufzubauen. Viele von euch leben schon in der neuen Wohnstadt. Ihr braucht nur einmal die Wohnungen zu vergleichen: Hier in Fürstenberg, in der alten Stadt, kleine verbaute Häuser in engen, winkligen Straßen; drüber in der neuen Wohnstadt schöne moderne Wohnblocks, große helle Wohnungen mit Bad, Balkon und großzügig angelegte Straßen und Parkanlagen. Oder hier unsere alte Schule, ihr kennt sie ja selbst am besten, und dort das schöne, neue Schulgebäude, in das wir bald einziehen werden. Denkt an das Haus der Jugend, das wir bekommen werden, an das zentrale Kulturhaus mit dem Theater oder an das Sportstadion, den Bootshafen oder an das Schwimmbad. In zwei Jahren wird alles fertig sein. Jeder von euch, ihr und eure Eltern, alle haben die Möglichkeit, dort bei Spiel und Sport Freude, Entspannung und Erholung zu finden.

Wir haben ja alle gehört, was Trude und Walter vorhin über das Eisenhüttenkombinat Ost erzählten. Dieses Kombinat ist das modernste Westeuropas. Es gehört keinem Kapitalisten, der die Arbeiter für sich arbeiten läßt und daran Millionen Mark verdient, der das Eisen für die Vorbereitung eines Angriffskrieges benutzt. Dieses Kombinat gehört uns allen, euch, mir, dem ganzen Volke. Wir arbeiten für uns selbst, und wir entscheiden auch darüber, für welche Zwecke das gewonnene Eisen verwendet wird. Wir brauchen das Eisen, um den Sozialismus in unserer Republik aufzubauen und unsere schöne Heimat notfalls zu verteidigen. Früher mußten die Arbeiter in einem Hüttenbetrieb unter den schwersten und ungesündesten Bedingungen schuften. Es gibt in unserer Republik noch einen anderen Hüttenbetrieb, die Maxhütte in Unterwellenborn. Dieses Werk wurde noch vor der Jahrhundertwende gebaut und gehörte bis 1945 dem Flickkonzern. Die Arbeiter mußten dort ständig auf der Gichtbühne arbeiten und die gesundheitsschädlichen Gase einatmen. Jetzt wird auch die Maxhütte modernisiert.

Hier im Eisenhüttenkombinat sind die Hochöfen nach sowjetischem Muster gebaut. Fast alles geschieht automatisch, so daß für die Arbeiter vieles leichter ist. Denkt auch an Gisela, die Hochofentechnikerin, und daran, wie viele von euren Vätern, die im Kombinat arbeiten, sich

weiterbilden können, um Meister und Techniker zu werden. Das alles war früher nicht möglich. Der stellvertretende Ministerpräsident Walter Ulbricht sagte in seinem Referat auf der II. Parteikonferenz: ,Aufbau des Sozialismus, das heißt unsere Schwerindustrie rekonstruieren, das heißt neue Maschinen konstruieren, das heißt besser und sparsamer wirtschaften, das heißt die Städte schöner aufbauen, als sie früher waren, das heißt Häuser bauen, in denen sich unsere Werktätigen wohl fühlen, das heißt den Produktionsgenossenschaften der werktätigen Bauern die modernsten Landwirtschaftsmaschinen geben, das heißt in den Textilbetrieben schönere und bessere Stoffe produzieren, das heißt Bücher herausgeben, die die Bevölkerung mit Freuden liest und die ihr Wissen bereichern. Das sind die Aufgaben, die vor uns stehen.'

DIE JUGEND DER SOWJETUNION GAB DAS BEISPIEL

Im Mai 1928 fand in Moskau der VIII. Kongreß des Komsomol, des Leninschen Kommunistischen Jugendverbandes der Sowjetunion, statt. Auf diesem Kongreß hielt Josef Wissarionowitsch Stalin eine Rede, die in die Geschichte der sowjetischen Jugendbewegung eingegangen ist. Der Kongreß stellte die gesamte sowjetische Jugend vor die Aufgabe, den Kampf um die Erfüllung des Fünfjahrplanes aufzunehmen.

In seiner Rede sagte Stalin damals, was heute auch für alle Jungen und Mädchen in unserer Republik gilt: ,Lernen, lernen, in der hartnäckigsten Weise lernen — das ist jetzt die Aufgabe.'

Tausende von Jugendlichen begannen zu studieren, um die verschiedensten Wissensgebiete zu beherrschen. ,Alle, die mit uns sind, an die vordersten Abschnitte der sozialistischen Front!' rief der Komsomol der Jugend zu. Im ganzen Land ging der Aufbau neuer Betriebe in nie dagewesenen Tempo vor sich. Zehntausende und Hunderttausende neuer Arbeiter, Zimmerleute, Maurer, Monteure, Beton- und Erdarbeiter wurden gebraucht. Der Schwung des Aufbaues erfaßte auch die Jugend. Jungen und Mädchen verlangten, bei der Ausführung der Großbauvorhaben des Stalinschen Fünfjahrplanes mithelfen zu dürfen. 350 000

junge Menschen, darunter die besten Komsomolzen, gingen in die verschiedensten Industriezweige. Die jungen Arbeiter und Arbeiterinnen überwanden alle Schwierigkeiten und Hindernisse. Sie arbeiteten in unerträglicher Kälte und in glühender Hitze, bei Tag und bei Nacht. Oft kamen sie tagelang nicht vom Bau, wenn es darum ging, die entfesselten Naturgewalten zu bändigen.“

So erzählte Herbert den im Pionerraum Versammelten von dem Kampf der sowjetischen Jugend beim Aufbau des Sozialismus. „In diesen Jahren“, berichtete Herbert weiter, „wurden von Komsomolzen das Stalingrader Traktorenwerk, das Ural-Kusnezker Hüttenkombinat, zu dem auch das Hüttenwerk Magnitogorsk gehört, der erste Ab-



schnitt der Moskauer Metro, der schönsten Untergrundbahn der Welt, und vor allem aber die Stadt der Jugend, K o m s o m o l s k am Amur, erbaut.

Über die Arbeit der Komsomolzen möchte ich euch etwas vorlesen. Es ist ein Ausschnitt aus den Aufzeichnungen des Chefingenieurs des Kusnezker Hüttenkombinats. Er schreibt: „Es wurde Tag und Nacht gearbeitet. Nachts wurden die Bauplätze von Scheinwerfern erleuchtet; die Nachtschichten wollten ebensoviel leisten wie die Tagesschichten. Als sich in der Baugrube plötzlich Schlammdänen zeigten, wurde die Arbeit trotzdem fortgesetzt, obgleich den Arbeitern das eisige Wasser bis zu den Hüften reichte. Die Erdarbeiten wurden auch nicht eingestellt, als starke Fröste den zähen, lehmigen Boden hart machten. Die Preßluftbohrer funktionierten bei dem Frost nicht, aber die steinige Erde mußte um jeden Preis gebrochen werden. In dichtem, eisigem Nebel begannen die Komsomolzen, die Erde mit Hacken aufzubrechen. Die Füße erstarrten, die Finger starben ab, aber kein Kämpfer verließ die Front. Sie arbeiteten ganze Nächte im Licht der Scheinwerfer. Und sie siegten!“ Diese jungen Menschen lebten fröhlich und kameradschaftlich. Sie ließen den Kopf nicht hängen und waren überzeugt, daß die Schwierigkeiten nicht ewig währen konnten. In diesen Jahren des Kampfes für eine glückliche Zukunft haben sich unzählige junge Menschen bewährt. Sie gehören heute zu den besten ihres Volkes.

Als nach 1945 in den volksdemokratischen Ländern mit dem Aufbau des Sozialismus begonnen wurde, setzte hier eine ähnliche Bewegung der Jugend ein wie knapp zwei Jahrzehnte vorher in der Sowjetunion. Mädchen und Jungen der Jugendverbände in Polen, Bulgarien, Ungarn und in der Tschechoslowakei begaben sich auf die Großbaustellen des Sozialismus. N o w a H u t a , das Hüttenkombinat Polens; K u c n i c e , das tschechoslowakische Kombinat; D i m i t r o f f g r a d , die bulgarische Stadt der Jugend; S t a l i n v á r o s , der Stolz des ungarischen Volkes, und jetzt auch das Eisenhüttenkombinat Ost in der Deutschen Demokratischen Republik — das sind die sozialistischen Städte und Kombinate, die von der Jugend erbaut werden.“

Kaum hatte Herbert geendet, rief auch schon Trude: „Kannst du uns nicht noch mehr darüber erzählen, wie die Jungen und Mädchen in den Volksdemokratien leben und arbeiten?“

„Aber gern, wenn die anderen damit einverstanden sind“, sagte Herbert. Und da alle zustimmten, fuhr er fort:

„In Polen erzählt man sich die Geschichte von Stanislaw Garstka. Im Frühling waren es zwei Jahre her, daß Stanislaw Garstka, ein einfacher Bauernbursche, zu dem seinerzeit noch im Bau befindlichen Eisenhüttenkombinat Nowa Huta kam. Gleich die erste Frage, die man an ihn richtete, brachte ihn in Verlegenheit.

,Was kannst du?‘

,Tatsächlich‘, überlegte sich der Junge, „was habe ich eigentlich gelernt, was ist mein Beruf?“

,Na, mein Junge‘, sagte man zu ihm, „nur keine Bange! Du bist nicht der einzige, der noch nichts gelernt hat. Das ist nicht deine Schuld. Bei uns war das Leben früher so eingerichtet, daß viele Menschen keinen Beruf erlernen konnten. Aber heute ist das anders. Arbeit erst einmal kurze Zeit als ungelernter Arbeiter, und dann geht's bergauf ... Warte nur ab, du kannst noch Ingenieur werden!‘

So begann Stanislaw Garstkas Arbeit auf dem Bau. Anfangs war er als Erdarbeiter tätig. Er gab sich große Mühe, so daß er bereits nach drei Monaten mit einer Prämie ausgezeichnet wurde. Es erschien ihm zuerst unfaßbar, daß hier auf dem Bau die einfache Arbeit so geehrt wurde. Aber er freute sich sehr über die Auszeichnung und bemühte sich, noch besser zu arbeiten.

Bald danach unterbreitete man ihm den Vorschlag, die Gewerbeschule zu besuchen und das Schlosserhandwerk zu erlernen. Als man sich einige Zeit später mit Stanislaw Garstka unterhielt, erzählte er: „Um die Wahrheit zu sagen: Ich war anfangs gar nicht erfreut, den Bau zu verlassen, denn ich hatte das Leben hier schon liebgewonnen. Aber dann entschloß ich mich doch fortzugehen, um zu lernen und mir ein gutes Fachwissen anzueignen.“

Nachdem Garstka die Gewerbeschule absolviert hatte, kehrte er mit dem Schlosserzeugnis auf den Bauplatz von Nowa Huta zurück. Nowa Huta hatte sich so sehr verändert, daß er es kaum wiedererkannte. Dort, wo im Sommer 1950 noch der Roggen stand, ragten gewaltige Baugerüste empor. Eine Gießerei, eine Schmiede, eine Werkstatt für Elektromechanik und eine Reparaturabteilung wurden gebaut. Nicht weit davon waren Landvermesser bei der Arbeit.

Sie legten die Grenzen des Bauplatzes fest, auf dem sich bald die Hochöfen erheben sollten. Und wie hatte sich die Arbeitersiedlung erweitert! Eine ganze Stadt mit Schulen, Kinos, einem Kulturhaus und vielen Läden war emporgewachsen.

Jetzt besucht Stanislaw Garstka das Technikum für Mechanik und Bauwesen. Heute meint er: „Ich möchte zuerst Techniker werden und später Ingenieur in der Hochofenabteilung. Wir gehen den gleichen Weg wie unsere sowjetischen Freunde, die Magnitogorsk und Komsomolsk erbaut haben . . .“

So, wie es Stanislaw Garstka ergangen ist, so ähnlich erging es vielen jungen Erbauern von Nowa Huta. Stolz und froh sind sie über das bisher Erreichte. Zum Jahreswechsel schrieben die Jungarbeiter von Nowa Huta an ihre ungarischen Freunde, die dort die Stadt und das Kombinat Stalin erbauen:

Wir entbieten anlässlich des Jahreswechsels unsere heißen brüderlichen Grüße allen Jungarbeitern des sozialistischen Großbaues von Stalinváros. Auch wir, die Jugend von Nowa Huta, schonen unsere Kräfte nicht, damit der größte Bau unseres Sechsjahrplanes so schnell wie möglich beendet wird. Wir haben 99 neue Wohnblocks und ein Straßennetz von 17 Kilometern fertiggestellt und das Stahlwerk, eins der wichtigsten Objekte des großen Kombinates, vorfristig in Betrieb genommen. Wir alle sind uns dessen bewußt, daß wir für uns und damit für den Frieden arbeiten.

Die Jugendbrigade Antal Szász in Stalinváros antwortete mit folgendem Schreiben:

*

Liebe Freunde! Wie Ihr, setzen auch wir alle unsere Kräfte ein für den Bau der Stalinstadt und des Eisenwerkes Stalin. Ich kam mit meiner Brigade vor sechzehn Monaten zum Aufbau der sozialistischen Stadt. Heute sind alle Mitglieder unserer Brigade Aktivisten. Wir haben uns verpflichtet, in der Zeit vom 1. Februar bis zum 1. März die Arbeit von 2600 Stunden in 1300 Stunden zu verrichten. Wir wollen beweisen, daß es von uns abhängt, die Stadt vor dem gestellten Termin fertig zu haben. Es lebe die brüderliche Freundschaft der ungarischen und der polnischen Jugend!

So, und zum Schluß unseres heutigen Nachmittags“, sagte Herbert, „werde ich euch noch etwas vorlesen über das Leben an den Ufern der Maritsa, einem bulgarischen Strom.

„An einem Februarabend des Jahres 1947 bestiegen fünf junge Leute die Hügel an der Maritsa. Sie betrachteten die Ebene, ihr Blick glitt über den Lauf des Stromes, der noch in Winternebel gehüllt war, und dann wählten sie einen Platz aus für ihren Baustab. Der Aufbau der Stadt Dimitroffgrad begann. Im darauffolgenden Jahr strömten Tausende von

Jugendbrigaden herbei, und schwerbeladene Züge mit Maschinen und Materialien rollten durch die Niederung.

Heute lebt Dimitroffgrad, heute hat diese Stadt über 40 000 Einwohner. Sie arbeiten in den Minen, den Werkstätten, im Stickstoffdüngerwerk, sie leben in den neuen Stadtvierteln und Wohnblocks. Die Niederung enthielt vor ihnen ihre durch die Jahrhunderte hindurch versteckten Schätze: Unermeßliche Kalk- und Tonlager werden heute hier abbaut. Die Stadt wird weiterwachsen, neue Werke, Staubecken und Wohnhäuser sind noch geplant. Gebäude, Türme und hohe Schornsteine werden in den Himmel emporragen und vom Wachsen und Gedeihen des sozialistischen Lebens in Bulgarien künden.

In der endlosen Weite, am linken Ufer der Maritza, dort, wo jahrhundertelang die Menschen mit primitiven Pumpen das so knappe Trinkwasser aus dem Erdinnern saugten, wird heute Steinkohle gefördert. In einigen Monaten werden auch die Turbinen der Elektrozentrale „Maritza 3“ in Betrieb gesetzt, und wie ein mächtig pochendes Herz wird diese Zentrale den Strom für Fabriken und Werke liefern. Die Maritza führt ihr ruhiges Wasser durch die Niederungen und erzählt alte und neue Märchen über die Heimat. Sie erzählt davon, wie die Jugend Bulgariens dem Komsomol nacheifert und die erste sozialistische Stadt ihres Landes erbaut.“

EIN BUMMEL DURCH DIE WOHNSTADT

Der Sommer war vorbei, und der Herbst ging ins Land. Die Bauern hatten das Getreide geerntet und die Felder geschält. In den Dörfern diskutierten sie oft über Produktionsgenossenschaften. Ein Teil der Bauern hatte sich schon entschlossen, den Produktionsgenossenschaften beizutreten. Im Kombinat bereitete man sich auf den ersten Abstich des neuen Hochofens IV vor. Die Arbeiten an weiteren Häuserblocks in der neuen Wohnstadt schritten voran, und die Ladenstraße stand kurz vor ihrer Eröffnung. Das neue Leben nahm seinen Lauf.

An einem solchen naßkalten Herbsttag des Jahres 1952 sah man drei Kinder durch die Baustellen der Wohnstadt schlendern: ein blondes, schon winterlich angezogenes Mädchen, einen rothaarigen Jungen, der

seine Hände tief in den Taschen vergraben hatte, und noch einen zweiten Jungen, dessen Gesichtsausdruck angestrengtes Nachdenken verriet. Keiner sprach ein Wort. Gelegentlich blieben sie einen Augenblick stehen, um den einen oder anderen Bau zu begutachten. Aber dieses Aufflackern des Interesses war wie ein Strohfeuer, das schnell verlöscht. Beim näheren Hinsehen erkennen wir Trude und Walter. Der Dritte im Bunde war der „Professor“. Den muß ich euch noch vorstellen. Seit jenem Tag, an dem Trude und Walter den Pionieren über ihren Besuch im Kombinat berichtet hatten, gesellte er sich öfter zu den beiden. Schließlich sah man jetzt immer alle drei zusammen auftauchen. Seinen Namen hatte dieser große, schlanke Junge deshalb bekommen, weil er alles mögliche Getier und unzählige Pflanzen sammelte und für alles die lateinische Bezeichnung wußte. Heute ging er nicht seiner üblichen Neigung nach, sondern schien ebensowenig zu wissen, was er mit sich selber anfangen sollte, wie Trude und Walter.

Mittlerweile waren die drei an eine Baustelle gekommen, wo verschiedene Männer und Frauen die Grube für die Fundamente eines Wohnblocks ausschachteten. Einige hatten blaue Monteuranzüge an, andere trugen alte Arbeitskittel, und einer arbeitete sogar mit Schlip und Kragen.

„Das sind doch welche vom Kombinat“, meinte Walter.

„Ja, mein Vater macht da auch öfter mit“, erwiderte Trude.

„So, so“, hörte man wieder Walter sagen. „Da hilft er ja mit, daß die von der Stadt den Wettbewerb gewinnen.“

„Blödsinn“, ereiferte sich der „Professor“, „ich denke, hier machen die Leute vom Kombinat ihre freiwilligen Aufbaustunden?“

„Nee, daß du das auch schon gemerkt hast“, lästerte Walter. „Du bist doch sonst immer so klug. Überleg doch mal selbst. Im Wettbewerb zwischen der Stadt und dem Eisenhüttenkombinat stehen die Hochöfner an erster Stelle, und wenn die hier mitarbeiten, dann helfen sie doch denen vom Bau, die Spitze zu erringen. Na, dämmerst dir jetzt etwas?“

„Junge, Junge, Walter, dein Horizont reicht aber auch nur bis zu den Dielower Höhen! Das ist doch völlig egal, wer gewinnt; die Hauptsache ist, es werden hier recht viele Wohnungen fertig und die drüben im Kombinat erfüllen ihren Plan“, sagte Trude und hatte schon eine Schaufel ergriffen, um mitzuarbeiten.

„Das ist hier keine Arbeit für Kinder, das ist viel zu schwer für euch“, rief da plötzlich ein Arbeiter, als er sah, daß Trude und der „Professor“

schon eifrig drauflosschipperten. Walter lachte etwas schadenfroh. Als die beiden dann aber losschimpften:

„Na, dann eben nicht, wir sind wohl überhaupt zu nichts mehr nutze“, versuchte er doch wieder einzulenken. „Kommt, wir gehen weiter, vielleicht fällt uns unterwegs was Besseres ein.“

„Was Besseres ein“, äffte Trude nach, „du hast doch überhaupt keine Ideen. Alle arbeiten irgendwie mit, nur wir ... wir sind überflüssig und stehen im Wege.“

„Nun seid mal friedlich“, sagte der „Professor“ zu Trude, „vertragt euch lieber. Es war doch vorhin nur halb so schlimm gemeint, und wenn ihr nichts Besseres wißt, kommt nachher mit zur Interessengemeinschaft Junger Naturforscher.“ Er drehte sich zu Trude um: „Vor allem dir könnte das gar nichts schaden, wenn du mal etwas über das Leben der Pflanzen erfährst. Dann würdest du nicht so gedankenlos die Zweige von den frisch gepflanzten Sträuchern abreißsen.“

Gerade wollte Trude zu einer langen Verteidigungsrede ansetzen, als Walter plötzlich losbrüllte:

„Kinder, ich hab' 'ne Idee! Das Ei des Kolumbus! Warum sind wir nicht bloß schon früher daraufgekommen?“

„Mach's doch nicht so spannend“, unterbrach ihn der „Professor“.

„Laß mich doch ausreden, Professorchen, du wirst die Hauptperson des Ganzen. Du weißt doch sicher, wie Rasen angelegt wird, wie man Sträucher und Bäume pflanzt, wie ...?“

„Vielleicht erklärst du endlich mal, was du willst“, bemerkte Trude.

„Wenn ihr doch bloß ein wenig Phantasie hättest“, sagte Walter.

„Also folgendermaßen: Zwischen den Häusern, entlang den Straßen und auf den Plätzen werden doch überall Rasenflächen angelegt, Sträucher gepflanzt und Bäumchen gesetzt. Na, und das könnten wir doch machen! Nicht nur wir drei natürlich, sondern alle! Die ganze Pioniergruppe. Wie findet ihr das?“

„Hm — und der Professor soll uns vorher beibringen, wie man das macht?“ fragte Trude. „Keine schlechte Sache!“

„Also gut, ich bin einverstanden. Vielleicht ist die Idee gar nicht so schlecht. Nur eins müßte noch geklärt werden, das heißt eigentlich zwei Dinge: Werden die anderen mitmachen, und läßt man uns überhaupt an diese Arbeit?“ meinte der „Professor“.

„Wenn wir es wirklich wollen, werden wir es schon schaffen“, sagte Trude, „ich jedenfalls bin dafür!“

DIE PIONIERGRUPPE SCHREIBT EINEN BRIEF

Die drei, Trude, Walter und der „Professor“, hockten noch den ganzen Nachmittag zusammen und schmiedeten Pläne. Sie durchstreiften das Gelände der Wohnstadt und malten sich aus, wie es denn werden würde, wenn ... ja, wenn. Aber noch war es nicht soweit.

„Wir müssen es so machen“, meinte der „Professor“, „daß im Winter allen erklärt wird, wie solche Anpflanzungen zu machen sind, damit alles fachgerecht angelegt werden kann.“

„Und dann machen wir auch einen Wettbewerb untereinander — wie die Großen“, rief Trude aus.



„Und die Pläne müssen wir genau studieren“, sagte Walter.

„Welche Pläne denn?“ wollte der „Professor“ wissen.

„Na, die Pläne der Wohnstadt“, erklärte ihm Walter. „Es muß doch auch Zeichnungen geben, aus denen hervorgeht, wohin die Grünanlagen kommen.“

So verging der Tag wie im Fluge, und am nächsten Vormittag ging es wie ein Lauffeuer durch die Schule: „Hast du schon von der Sache gehört, die sich Walter ausgedacht hat?“

„Was?“

„Na, das mit den Grünanlagen!“

„Was für Grünanlagen denn?“

„Na, der Walter will doch mit Trude und dem ‚Professor‘ Bäume und solch Zeug in der Wohnstadt anpflanzen. Wir sollen doch alle mitmachen. Du auch?“

„Na klar, warum denn nicht?“

In den Schulpausen wurde tagelang von nichts anderem gesprochen, und auch die Lehrer beschäftigten sich damit. Als dann Walter den Pionieren den Plan der drei Freunde vortrug, gab es begeisterte Zustimmung! Bloß über eine Frage war man sich anfangs nicht recht klar. Mit irgend jemandem mußte doch die ganze Sache besprochen werden. Man brauchte ja schließlich die Zustimmung für das Unternehmen. Bis dann Trude den Vorschlag machte, an den Parteisekretär des Eisenhüttenkombinats zu schreiben.

Der mußte oft in kniffligen Fällen helfen, hatte Vater Kühn erzählt. Die drei bekamen den Auftrag, gemeinsam mit Herbert, dem Pionierleiter, einen Brief zu verfassen und ihn in der nächsten Pionierversammlung vorzulegen. So geschah es dann auch.

Ach so, ihr wollt natürlich auch wissen, was in dem Brief stand.

Ich habe ihn mir später einmal zeigen lassen. Hier ist der Wortlaut:

Lieber Genosse Schneider!

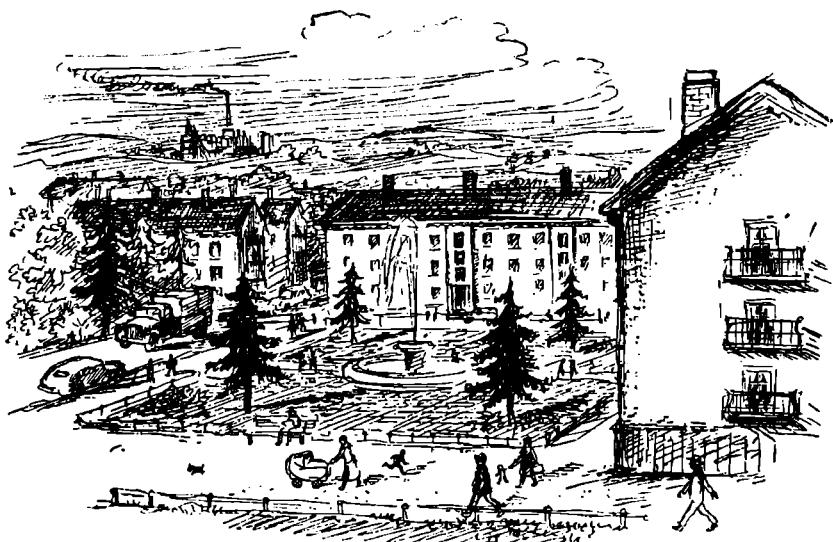
Vor einigen Wochen haben zwei Pioniere unserer Schule das Eisenhüttenkombinat Ost besichtigt und uns viel von dem erzählt, was sie alles gesehen und gehört haben. Wir wissen, daß das Eisenhüttenkombinat Ost ein sehr wichtiger Betrieb in unserer Republik ist. Wir haben in der Schule gelernt, daß Eisen für die Erfüllung des Fünfjahrplanes in großen Mengen gebraucht wird, weil man daraus Trak-

toren, Autos, Eisenbahnen, Schiffe und noch vieles andere herstellt. Die Väter und Mütter einiger Pioniere aus unserer Schule arbeiten im Eisenhüttenkombinat und helfen mit, ein besseres Leben zu schaffen. Wir haben auch von dem sozialistischen Wettbewerb zwischen den Arbeitern des Kombinats und der Wohnstadt gehört. Und nun haben wir eine große Bitte. Wir möchten dabei mithelfen, daß die Wohnstadt so schön wie möglich wird. Deshalb schlagen wir vor, daß den Pionieren gestattet wird, die Grünpflanzungen in der Stadt anzulegen. Wir wollen in der Arbeitsgemeinschaft Junger Naturforscher lernen, wie das alles gemacht wird. Im kommenden Frühjahr soll es dann mit der praktischen Arbeit losgehen. Auf dem Pioniertreffen in Dresden hat uns unser Freund Hermann Matern zugerufen: „Werdet treue Helfer der Arbeiterklasse und des werktätigen Volkes beim Aufbau des Sozialismus!“ Mit der Verwirklichung unseres Vorschlages wollen wir einen Teil dieses Auftrages erfüllen.

I m m e r b e r e i t !
Die Pioniere der Schule in Fürstenberg

EIN ENDE, DAS EIGENTLICH DER ANFANG IST

Ich freue mich schon auf die Fahrt in das Eisenhüttenkombinat Ost im nächsten Jahr. Mein erster Weg wird mich zwar nicht zu den Hochöfen führen, obwohl sie mir noch genauso am Herzen liegen wie damals. Nein, diesmal habe ich etwas Besonderes vor. Ich sehe mich schon in die Wohnstadt eilen — die inzwischen zu Ehren des großen Stalin den Namen Stalinstadt erhalten hat — und überall umherblicken, ob ich die Kinder nicht irgendwo entdecke. Vieles wird sich inzwischen verändert haben, eine ganze Reihe neuer Häuser wird hinzugekommen sein, die Schule in ihrer Pracht wird zum Lernen einladen, und sicher gibt es auch schon Rasenflächen und kleine frisch gepflanzte Bäumchen. Ich werde etwas langsamer gehen, um alles aufmerksam zu begutachten. Aber mein kritischer Blick wird zufriedengestellt. Alles in bester Ordnung! Das waren sicherlich geübte Gärtnner und nicht ... Aber dort drüben, sind sie das etwa doch? Ja, das müssen sie sein. Eine Gruppe von Mädchen und Jungen mit den blauen Pioniertüchern ist eifrig am Werke. Und der rothaarige Junge dazwischen? Das kann eigentlich nur



Walter sein. Wie konnte ich auch nur zweifeln? Es war doch ganz selbstverständlich, daß sie es schaffen würden! Und wie eifrig sie dabei sind! Ein Erwachsener, es wird wohl ein Gärtner sein, geht von einem zum andern, verweilt hier oder dort ein wenig; gerade spricht er mit einem blonden Mädchen und zeigt ihm etwas. Natürlich, Trude darf nicht fehlen.

Jetzt singen sie alle, und kraftvoll tönen zu mir die Worte herüber:

„Wir sind jung, und unsre Kraft
stellen wir bereit,
wer mit uns am Aufbau schafft,
zieht mit in die neue Zeit.“

INHALTSVERZEICHNIS

Die erste Begegnung mit den Hochöfen	3
Ein nächtlicher Abstich	5
Trude faßt einen Entschluß	7
Die erste Hochofentechnikerin der Deutschen Demokratischen Republik	9
Vom Trockenboden bis zu den Hochöfen	11
Sowjetische Ingenieure helfen deutschen Arbeitern	15
Stählerne Freunde	19
Ein sozialistisches Kombinat	24
Die Jugend der Sowjetunion gab das Beispiel	27
Ein Bummel durch die Wohnstadt	32
Die Pioniergruppe schreibt einen Brief	35
Ein Ende, das eigentlich der Anfang ist	38



U N S E R E W E L T

GRUPPE 2

Mathematik

Physik und Geophysik

Chemie

Biologie

Geographie und Geologie

Astronomie und Astrophysik

Aus der Geschichte
der Naturwissenschaften

GRUPPE 3

Wie wir uns nähren und kleiden

In Werkstatt und Betrieb

Mit Werkzeug und Maschine

Wir bauen Häuser, Dörfer, Städte

Auf Wegen, Straßen, Brücken

Wie der Mensch die Erde verändert

Aus der Geschichte
der Arbeit und Technik

